

Konrad Fischer

## Zur eschatologischen Dimension des Gottesdienstes

Referat vor dem Arbeitskreis Mündige Gemeinde  
am 18. November 1994, Karlsruhe-Daxlanden

### I. Betrachtung zu Apokalypse 12, 1-18

Zur Verdeutlichung dessen, was ich vortragen möchte, wähle ich einen Abschnitt aus der Apokalypse, nämlich Apk 12, 1-18. Es ist die Vision des Johannes vom Drachenkampf. Um diese Vision richtig einzuordnen, ist es erforderlich, die Ausgangssituation der Apokalypse im Auge zu behalten. Der Visionär Johannes befindet sich auf Patmos. Die Stunde seiner Schauungen hebt an, als er sich, "Bruder und Mitgenosse an der Bedrängnis und am Reich und an der Geduld in Jesus" (Apk 1,9) "am Tag des Herrn" (ebd. Vs 10) den Betrachtungen und Schweifungen des Glaubens hingibt. Die historische Situation ist bekannt: Wir befinden uns im kleinasiatischen Raum, genauer: in der Küstenregion dortselbst. Patmos ist eine kleine, dem Festland vorgelagerte Insel. Es ist die Zeit des Kaisers Domitian, Endzeit gewissermaßen, Domitian wird 96 n. Chr. ermordet. Lange und schwer hat das Evangelium unter einem extremen Kult um die Person des Kaisers gelitten. Personenkult würden wir das heute nennen. Ephesus war einer der Schwerpunkte. Die monströs übertriebene und repressiv geforderte göttliche Verehrung des Kaisers lag hart auf den Gemeinden, die dem ersten Gebot verpflichtet waren.

Alle Angaben des Johannes deuten auf eine *gottesdienstlichen Ursprungssituation* der Apokalypse. Der Tag ist Sonntag, die Gemütsverfassung ist gekennzeichnet durch Zweifel und Anfechtung, die Gedanken umkreisen Geduld und Reich Jesu, Passion und Ostern würden wir sagen, das Bewußtsein weiß sich den Mitgläubenden in der gesamten Ökumene verbunden, die Sprache ist hymnisch - doxologisch. Kein Zweifel: Johannes ist nicht allein. Er singt und schaut im Kreis der zur Anbetung versammelten Gemeinde. Es ist die Situation eines, der, keuchend unter den Anstrengungen der Woche und angenagt von Zweifeln an der Tragfähigkeit seines Glaubens, sonntägliche Ruhe durch Sammlung unter Kreuz, Altar, Wortzuspruch und antwortenden Lobgesängen sucht. Es ergreift ihn der Geist, Audition und Vision, stimuliert unter atmosphärischen Verdichtungen gemeinschaftlicher Frömmigkeitsausübung, machen die ersehnte himmlische Wirklichkeit sinnlich erfahrbar. Der Seher hört, der Seher schaut. Ich springe direkt nach Apokalypse 12. Was sieht er? Was hört er? Er sieht das Himmelsgewölbe, den Bogen des Himmels über sich, jene *Grenze* also, welche die unter Be-

drängnis erfahrene Erdenwirklichkeit von der im Himmel Gottes vermuteten, ersehnten, geglaubten Gotteswirklichkeit trennt. Für die erfahrungsgesättigte Vernunft ist diese Grenze ein hart gebogenes Fragezeichen. Was birgt sich hinter ihr? Was birgt der Himmel? Gutes? Böses? Beides zugleich, also mal dieses, mal jenes? Die Augen der Seele, durch ambivalente Erfahrungen des Wochenalltags getrübt, heben sich aufwärts. Die Bedrängnis der Ausgangssituation entwirft sich als Zweifel an der Eindeutigkeit Gottes. Wer weiß schon, ob er mir Gutes sinnt? An der Grenze zwischen Erde und Himmel erscheint die Frau. Sie ist schön, prächtig und geliebt. Es ist Maria, Urbild des die ganze Schöpfung vertrauensvoll umfassenden Glaubens. Sie ist schwanger, sie gebiert ein Kind. So gebiert der Glaube die Hoffnung, das alte Gottesvolk den Sohn, der alte Bund den Heiland: der soll den Himmel als Himmel der Liebe gewinnen. Auf jener selben Grenze aber der Drache, mindestens gleich mächtig, gleich groß der Frau. Seine Macht wirkt Kometenschlag, Erdbeben, Flut, Krieg und Tod. Es kommt, wie es scheint, beides aus Himmels Höhe. Der Drache schickt sich an, das Kind zu fressen. Er vermag es nicht zu fressen. Das Kind wird entrückt zu Gottes Thron. Dort ist es sicher. Die Frau indessen ist von der Sphäre der göttlichen Geborgenheit getrennt. Sie weiß ihre Frucht im Himmel, sich selber aber in Gefahr. Gott ist weit. Sie flieht in die Wüste. Den fernen Gott, Hort ihrer Hoffnung, erfährt sie unter der Form wundersamer Erhaltung. Sie müßte verdorren und verdorrt doch nicht. Was wird der Drache tun? Der Drache stürmt den Himmel. Er will das Kind von der Seite Gottes reißen. Gelänge dies, so säße ein Kraftloser, womöglich ein geheimer Bündnispartner des Drachen auf dem Thron. Saturn verschlingt seine Kinder. Die Frau müßte verhungern, verdursten. Es wäre vorbei. Der Drache bleibt ohne Erfolg. Der Erzengel Michael erwehrt sich seiner. Der Drache muß den Himmel räumen, und zwar endgültig, ein für allemal. Die Frau weiß, der Seher weiß, die Seele weiß, der Glaube weiß: Der Himmel ist jetzt ohne Falsch. Ihm zumindest kann man trauen, wenn auch vor Augen Wüste bleibt. Das war zu Hiobs Zeiten ja noch anders gewesen. Da schloß Gott, wie man weiß, noch höchst frivole Wetten auf Hiobs Kosten. Das ist vorbei. Der Himmel ist des Bösen ledig. Das Kind der Frau befindet sich in Sicherheit. Die Frommen loben Gott darüber. Der Gesang der in Patmos versammelten Gemeinde feiert eine Wirklichkeit, die, wennzwar nicht vor Leibes Augen, so aber doch der vitalen Kraft des Glaubens gewissermaßen sinnlich greifbar wird. "Nun ist das Heil und die Kraft und das Reich unseres Gottes geworden und die Macht seines Christus", singen sie. Johann Franck hat es in Verse gesetzt; Johann Crüger hat es vertont (EG 396). Also ist das Ganze eine eschatologische Freudenfeier. Der böse Feind ist besiegt, jedenfalls dort, ich habe, schau nur an, im Himmel wirklich eine Heimat. Davon schreibt auch der Apostel Paulus an die Philipper (Phil 3, 20), und daß mein Herz sich dessen vergewissert, das

leistet mir der Gottesdienst.- Nur wütet der Böse jetzt auf unserer Erde noch. Dort lebt die Frau, die ihre Frucht und Hoffnung aber jetzt jedenfalls in der sicheren Ruhe des Himmels weiß. Der Drache verfolgt die Frau, sie indessen harrt auf Gott, der im Drachenkampf von Ostertag und Himmelfahrt beglaubigt hat, was früher schon geschrieben stand, daß nämlich "die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden" (Jes 40, 31). Und dennoch muß die Frau inmitten ihrer Wüste sich gedulden. Es dauert eine halbe Ewigkeit, also quälend lange Zeit, bis sie endlich schauen wird, was sie glaubt (ich füge hinzu: Was wir redensartlich eine halbe Ewigkeit nennen, heißt in der alten Sprache "eine Zeit und zwei Zeiten und eine halbe Zeit"; Apk 12, 14). Was die Frau im Warten erlebt, ist keine Kleinigkeit und kein Als-ob. Der Drache entbindet die Chaoswasser der Urzeit, die Noah-Flut speit er aus, damit er die Frau ersäufte. Was schließlich hat die Seele von der geglaubten Liebe Gottes im Himmel, wenn sie auf Erden aber ertrinken und verderben muß? Nun hat die Kraft ihres Sohnes im Himmel die ganze alte Geschichte längst umgekehrt. Die Erde, die einstmal hatte ihren Rachen aufgesperrt, um das von Kains Hand vergossene Blut zu trinken - diese selbe Erde ist, nachdem der Drache hatte den Himmel räumen müssen, fest in der gnädigen Hand ihres gnädigen Schöpfers. Sie ist belastbar und steht eindeutig der Frau zur Seite. Sie hilft der Frau, tut ihre Tiefen auf und schlingt den Chaosstrom des Drachen dorthin, wo er hingehört: in ihren tiefen Bauch hinein, in welchem Pfuhl der Teufel dermaleinst alleine wird gefangen liegen. Das macht den Drachen doppelt böse. Noch ist er, wie man sieht, auf Erden nicht besiegt. Die Frau mit ihren Kindern hat seiner Angriffe sich aufs heftigste zu erwehren. So sehr sie der Himmelsgüte sicher ist, ist doch an dieser Stelle alle andere Zukunft noch nicht ausgemacht und durchaus offen. Der Seher sieht den Drachen hintreten an den Strand des Meers. Und was mit einer Grenzbetrachtung, die oberen Regionen betreffend, begann, endet mit einer eben solchen in bezug auf das da vorn. Ob also zum guten Schluß, nicht vertikal, sondern zeithorizontale gesehen sozusagen, ein klarer Himmel sich über die geordnete Erde neigen, oder ob das Chaos - Meer denn schließlich doch die Erde überfluten werde: das ist zur Stunde noch nicht ausgemacht.

## II. Der Sachgehalt des Gottesdienstes - kurze Thesen

Die gottesdienstliche Versammlung der Gemeinde markiert zeitlich und räumlich den Ort, an welchem die ihrer natürlichen Beschaffenheit nach an Gott verzweifelnde Seele unter der Kraft des biblischen Worts den Blick in einer doppelten Blickrichtung auf das Ende wirft.

Die *erste* Blickrichtung geht aufwärts. In dieser Aufwärtsbewegung findet sich die geängstigte Seele in der Kraft des Geistes, also im gegenseitigen Zuspruch der gemeinsam gestalteten Frömmigkeitsausübung inmitten ihrer keineswegs heilhaltigen Alltagserfahrungen des Umstands vergewissert, daß mit Geschichte und Geschick Jesu über mein Heil, mir zugut, endzeitlich entschieden ist. Was unter der Woche bestenfalls katechismusartig geglaubt wird, daß nämlich Gott mir gut sei und also weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte noch Fürstentümer noch Gewalten kann uns scheiden von der Liebe Gottes etc. (Röm 8, 38 f.), das wird im Gottesdienst in existenzieller Vitalität als Wirklichkeit erlebt. Insofern ist jeder Gottesdienst eine eschatologische Veranstaltung, vorabschattende Teilhabe an der ewigen Seligkeit. Ich könnte den Gottesdienst der im Namen Jesu versammelten Gemeinde deshalb auch einen praktischen Gottesbeweis nennen.

Die *zweite* Blickrichtung steht zeithorizontal. In dieser Bewegung auf offene Zukunft hin findet sich die ihres Heils vergewisserte Seele auf den Umstand zugerüstet, daß sie hinsichtlich ihrer *Bewährung in der Zeit* den Anfechtungen des Tages unterliegt. Daß der im Akt des Gottesdienstes vital erfüllende Glaube nachher von der nämlichen Vitalität sein wird, bleibt ungewiß. Es bleibt ungewiß, ob der Himmel, der da oben ist, auch da vorne liegt. Diese Ungewißheit ist nicht virtuell-scheinbar. Sie ist wirksame Ungewißheit, lebensbestimmend und real. Sie stellt die vital erfahrene Seligkeit unter den Verdacht der Illusion. Mein Glaube erlebt sich unter den Erfahrungen des Alltags als Scheitern und Versagen. Er erlebt sich als existenzieller Unglaube. Die zeithorizontale Aufhebung des Unglaubens steht noch aus. Deshalb lebt mein gottesdienstlich zugerüsteter Glaube in Erwartung des Gerichts, das kommt. Er erwartet das jüngste Gericht. Insofern ist jeder Gottesdienst eine apokalyptische Veranstaltung, Vorentwurf des über mich ergehenden göttlichen Gerichts.

Ich folgere:

In der vorbeschriebenen Doppelrichtung des Blicks, welche der gottesdienstlichen Situation einwohnt, sieht sich meine Seele der äußersten Frage nach Heil und Gericht, Gericht und Heil aufs lebendigste ausgesetzt. Es gibt keine Frage, die mich mehr bewegte als diese; und es gibt keinen anderen Ort, an welchem auf die äußerste und letzte Frage meines Lebens Antwort geschähe, als allein in der gottesdienstlichen Versammlung der Gemeinde. Deshalb ist der Gottesdienst in eschatologischer Dimension die Mitte alles kirchlichen Lebens.